

Die beiden Ringe.

Novellette von Lotte Guballe.

Die Hände in die Taschen gefasst, den Hut des Schneesturmes wegen tief in die Stirn gedrückt, ging Kurt Häppler über den Leipziger Platz. In der Potsdamerstraße blieb er ungeschlüssig vor einem Weinstubenfenster stehen. Seine Augen leuchteten spöttisch auf, als er das letzte Zwanzigmarkstück durch die Maschen seiner grünseidenen Börse fühlte. Er zuckte über gewisse, zu Sparbarkeit und Enthaltbarkeit mahnende Gedanken verächtlich die Achseln und trat schnell entschlossen ein. Er nahm in einer Nische an einem nur für zwei Personen gedeckten Tisch Platz und wählte den Kellner herbei, und bestellte ein einfaches warmes Abendessen und eine halbe Flasche Wein. Die Börse befühlte er noch einmal — nach Art der Leute, die an keinen sicheren Besitz gewöhnt sind. Da waren auch noch die beiden goldenen Ringe, welche die Börse zusammenhielten. Sie waren aus gutem Dutatengold — ein jeder hatte zwanzig Mark gekostet — das fiel ihm heute zum ersten Male ein — und trug sie doch seit vollen fünf Jahren an dieser grünseidenen Börse. Wenn die leer war, trachtete sie keinen Verschleiß mehr, dann konnte er ja... Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, in das eine helle Röthe stieg. Diese Ringe — diese Börse.

Kurt griff nach einer Zeitung und schalt sich in Gedanken. Es fehlte gerade noch, daß er sentimentalen Anwandlungen erlag. Diese Ringe hatte er zu einer Zeit gekauft, als er noch die großen Ideale besaß und das Leben ihm wie ein Rosengarten erschien. Es war ein ebenförmiger windiger Februartag gewesen, als ihm damals Miete Sturm unerwartet auf der Leipziger Straße entgegentrat. Sie war zu einem Turnturnus in Berlin — er stand vor seinem Referendarzimmer.

Der Kellner stellte das bestellte Schnitzel und den Wein vor ihn hin. Kurt aß langsam sein Glas voll und spann seine Erinnerungen weiter. Miete Sturm — war seine Liebe seit seinen Kinderjahren. Sie hatten gemeinsam das Abo erlernt — Tanzstunde gehabt, und seine ersten lyrischen Gedichte waren ihr gewidmet. Sie war schlank, blond, blauäugig, sang wie eine Niobe im Sonnenschein und lachte so hell wie ein Glöckchen, und singen konnte sie!

Er trank das Glas leer, als ein Paar Brillen und schaute sich von Neuem ein. Als er sie damals traf, war sie ganz erfüllt von den neuen Eindrücken, die die Großstadt für sie bot. Und auch ein wenig einsam fühlte sie sich und Heimweh hatte sie. Wie froh ergriff sie seine Hände, ließ sich von ihm in die Oper führen, ging mit ihm in die Oper und hörte hoch oben vom Olymp herab alle traurig-kühnen und sehnsüchtigen Weisen der Welt. Und dann kam ein Abend da durfte er ihren welligen Scheitel, ihre sehnsüchtigen Augen und ihren roten Mund küssen.

Am andern Morgen kaufte er von der Hälfte seiner Baarhaft die beiden Ringe und steckte Miete einen davon an den Finger. Dann bauten sie Luftschlöcher... Die waren geräuschlos eingefallen. Das kam damals Schlag auf Schlag über ihn. Sein Vater starb. Seine Hinterlassenschaft bestand in Schulden. Seine eigene Existenz war in Frage gestellt. Obgleich er sein Referendarzimmer inzwischen bekommen hatte, schien es fast unmöglich für ihn, das juristische Studium weiter zu verfolgen, mit ganz fargen, nein, eigentlich ohne Mittel.

Die Leutbahn eines Subalternbeamten stand als Schreckgespenst vor ihm. Dann schickte ihm Miete ihren Ring zurück. Mit einem Brief, dessen Inhalt war: der Notz geborend! Ach, wenn er an diesen Abend dachte. Er war damals so jung, voller Ideale und glaubte, daß Liebe stark wie der Tod sei. Der Schmerz um Miete hatte ihn einige Zeit ganz beherrscht, dann war eine verzweifelte Laune über ihn gekommen, eine Stimmung, in der ihm die Welt wie ein Narrenhaus erschien. Damals hatte er die Ringe an jene seidene Wiedermiete — Börse gestreift. Er war in ein Bankgeschäft eingetreten, aber die rechte Freundschaft war von ihm genommen. Er verdiente so viel wie er brauchte und konnte keinen Ehrgeiz mehr; daß es Höhen des Lebens gab, hatte er vergessen, nur manchmal im Traum fiel es ihm noch ein.

Und nun möchte ich wissen, warum mir heute diese sentimentalen Anwandlungen kommen! Warum ich in einer Weinstube soupierte, statt in meiner Stommtneipe zu essen! dachte Kurt Häppler.

Das war im Grund nicht so verwerflich, es zog ihn nach dieser alten Weinstube, weil er hier in jenen verheißungsfrohen Tagen oft mit Miete gegessen hatte: ihre kleine hübsche Hand in der seinen, hatte er Luftschlöcher gebaut. Miete Sturm — was war sie ihm denn eigentlich jetzt noch? Er wußte es mit einem Male ganz genau. Es war eine reine seltsame Erinnerung, ein Stückchen Heimath — ein Paradies, in dem der Baum des Lebens stand

voll goldiger ungebrochener Früchte. Jene Zeit kam ihm vor, wie ein verlassenes Land der Verheißung, das, ohne daß er es wollte, seine Gedanken immer wieder sehnsüchtig aufsuchte. Und Miete war ganz unpersonlich für ihn geworden — Miete! Die kluge Miete, die der Notz gehorchte. Miete, der sein reines, unentwehtes Jünglingsherz die ersten Liebeschmähnen gesungen hatte. Was auch seit jener Zeit alles auf ihn eingestürzt war an Lust — immer packte ihn das Heimweh nach jenem Jugendland.

Er stand auf und schlenderte heim. Und Nachts träumte er den Traum von rauschenden Bäumen und fließendem Wasser, von Vogelstimmen und Mädchenliedern.

Als er am Mittag von seinem Bureau heimkam, fand er einen Brief von einem Freund, mit dem er vor Jahren gemeinsam auf der Schulbank saß. Der war am Ziel, war Amtsrichter in der kleinen Stadt hinter den Bergen geworden und schrieb an ihn:

„Lieber Kurt! Es ist so manches Jahr vergangen, ohne daß ich mehr von Dir hörte, als daß es Dir gut geht, daß Du in einen stillen Hafen eingelaufen bist. Wenn ich Dir heute schreibe, so nimm es als einen Beweis, daß ich immer an Dich dachte und meinte, das Wasser, in dem Dein Lebensboot treibt, sei zu still und unbewegt für einen Mann von Deinen Qualitäten. Heute denk' ich ein Feld für Dich gefunden zu haben. Reins, auf dem zu arbeiten, als Du auszoogst in's Leben, wahrscheinlich Dein Wunsch war.“

Der Bürgermeisterposten hier ist frei. Würst Du Dich bewerben? Er ist dir fast sicher. Bist ein Lenztöchter Kind — also komm — hier kannst Du Dich behaltigen, mir scheint, allezeit thust Du nur Frontentente!“

Im April, als die Bäume blühten, lehrte Kurt Häppler Berlin den Rücken. Er fand in Lenztode das, was ihm gefehlt hatte, um seine Arbeit freudig zu machen, und er fand auch Miete Sturm. Er wunderte sich selbst, als er zuerst ihren Namen hörte, daß sein Herz nicht höher schlug. Sie war Leiterin der höheren Mädchenschule. Wochen waren vergangen, als er sie zum ersten Male wieder sah. Sie trafen sich unter den alten Linden vor dem Thor, da wo der Weg auf eine Wiese einbiegt und am Fluß entlang führt.

Miete Sturm! Nun erschraf er doch, als er sie wieder sah. Sie war das geworden, was sie als Mädchenrosen verhielt: eine stolze, stattliche Frau. Da war nichts Verdrossenes, Verbittertes in ihrem Wesen und auch nichts Scheues, Gedrücktes. Sicherlich dachte auch sie nicht anders mehr an jene Zeit als mit einem sicheren, beruhigenden Gefühl: Man that, was man mußte, der Notz gehorchend. Er fahnte unwillkürlich nach seinem Wiedermiete-Beutel und den Ringen. Er grüßte und reichte ihr die Hand, wie man einem guten Kameraden reicht, mit dem man ein kleines Zerwürfniß hatte, das die Zeit wieder geheilt hat.

„Guten Morgen, Fräulein Sturm, wollen Sie mich willkommen heißen in der alten Heimath und mir Glück wünschen zu meiner neuen Arbeit?“ Sie bligte ihn mit ihren blauen Augen an, und ihm fiel ein, daß diese Augen geküßt hatte.

„Sie sind sehr lange fortgeblieben, Herr Häppler, hoffentlich haben Sie noch so viel Liebe für die alte Heimath als noch ist, um Erfolg zu erlangen, hier gibt es Kampf gegen Vorurtheile und Scheldbrin, und dazu gehört mehr hartnäckige Liebe und Klugheit als man denkt.“

Wie lang doch der Mund redete, den Kurt Häppler einst küssen durfte!

„Ist es Ihnen immer gut ergangen?“

„Gut ergangen? Nein, gewiß nicht! Ich habe meine liebe Notz gehabt, aber nun bin ich jenseits, ich meine, ich habe Beden unter den Füßen.“

„Graues Haar haben Sie auch schon“, sagte er, denn ihm fiel absolut nichts Geistvolles ein. Sie trau ihren Nits am Arm, deshalb konnte er den welligen Scheitel sehen, den er so gern geküßt hatte.

„Ja, du liebe Zeit, wenn Hirn und Herz schmerzen, dann bleicht das Gesicht, aber man ist zufrieden, daß Geduld und Hoffnung nicht ganz davonstatterten.“

Ihr sicherer, etwas hochfahrender Ton reizte ihn und er fragte plötzlich ganz unermittelt: „Damals, Miete, als du mir den Ring zurückgabst, darwast du nicht geduldig?“

„Nein“, sagte Miete, seinen Blick ausstehend, „dazu hatte ich keine Geduld, stille zu warten und dir eine Last zu sein in deiner Bedrängniß. Ich gab dir deinen Ring, aber ich nahm auch keinen andern von einem andern Mann und gehofft habe ich immer, daß du ihn mir eines Tages wiederbringen würdest.“

Kurt Häppler sah wortlos Miete Sturm an, die so stolz neben ihm herging. Träumte er denn?

Und Miete fuhr fort: „Ich irrte mich. Du brachtest ihn mir nicht zurück. Auch damit fand ich mich ab. Kann sein, daß du ein ganz anderer geworden bist, daß ich eine andere wurde und daß nur noch unsere Träume dieselben geblieben sind, weil sie aus alten Menschheitsbedenken geboren sind: aus Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies.“

Ein paar arme Kinder kamen des Wegs daher mit Guntermann, Waldmeister und Raiblumen. Die boten

sie dem neuen Bürgermeister zum Verkauf an.

Er zog seinen grünen Beutel. Da sah Miete Sturm zwei goldene Ringe und wurde blaß.

Als er seinen Strauß bezahlt hatte, behielt er den Beutel in der Hand, die Blumen bot er Miete an.

„So hast du die Ringe verhandelt?“ „Ich habe sie täglich mehr als einmal auseinander- und zusammengehoben. Ich habe dabei Hohn, Verzweiflung und Schmerz empfunden, Miete. Ich habe dich mehr als einmal verleugnet und habe doch immer voll Sehnsucht an dich gedacht — zuletzt nur wie an ein schönes, heiliges Symbol.“

Die Kinder, denen er die Blumen abgetauft hatte, sangen: „Der Mai ist gekommen!“ Und in den Weiden am Fluß sangen die Vögel.

Und Kurt Häppler sah, wie sein schönes heiliges Symbol plötzlich sich wieder zu einer greifbaren Wirklichkeitsercheinung umwandelte, die ihm begehrenswerther als je erschien.

Er hätte die Ringe nicht von seinem grünen Wiedermiete-Beutel streifen können, wenn er ihn nicht vorher entleert hätte. Goldstücke trägt ein Lenztöchter Bürgermeister nicht darin, aber die Kinder, die er zurückerief, hatten auch an den Groschen ihre Freude.

„Nun ist er leer“, sagte er etwas befangen. Streifte die Ringe ab, und steckte ihn in seine Tasche.

„Ob er dir noch paßt, Miete Sturm?“ Miete Sturm hat der Ring noch gehabt und beide kamen noch an diesem Abend dahin überein, daß ihre Liebe wie guter Wein alt und stark sei. Diese Ringe schlossen sich zu einer Kette, die keine Kette wurde...

Glück im Regen.

Berliner Skizze von Else Krastoff.

Als der Sommer gekommen war und die andern jungen Mädchen im Geschäft sich neue, moderne Hüte fausten, wußte sie Kleider und Spitzenblousen, war Hebe Köcher sehr unglücklich gewesen.

Bater hatte zwei Monate keine Stellung gehabt, und die Geschwister wollten doch essen, trinken, wie alle Tage sonst... da ging es doch gar nicht anders, als daß sie das Monatsgehalt unverzinst an jedem ersten der Mutter gab für Miete und das Nothwendige im Haushalt.

Ihre ganzen bunten Träume von Sommerglück und Genießen zerrannen. Was hatte sie sich alles taufen wollen! Ein weißes Kleid, ein paar neue Blousen, braune Schnallenschuhe und solchen großen kleidamen Glodenhut mit rosenrothen Blumen wie überlädet, ein weißes Goldschmuck, einen Sonnenschirm mit zwölftheiligem goldgelben Metallgestell... oh, eine lange Liste stand seit Otern in ihrem kleinen Notzbüchlein von diesen schönen, modernen Sachen, die sie nothwendig brauchte.

Und kein Stück von allem hatte sie gesehen. Die Kolleginnen, ja, die hatten darauf los gekauft von ihrem selbstverdienten Gelde, die hatten durchsichtige Spitzenblousen, riesengroße Hüte, alles, was sie selber erträumt und ersehnt. Es war doch bitter schwer gewesen, dieses Gefühl, so hinter den anderen zurückzubleiben zu müssen.

Aber Baters gute Augen, Mitters stilles, dankbares Streicheln hatten darüber hinweggeholfen, und der blonden Hebe das Köpfchen wieder langsam gehoben, das Tag für Tag denselben alten, englischen Hut trug. Die verwachsenen Blousen vom vorigen Jahre, die noch halbblange Ärmel hatten, den dunkelblauen Cheviotrod und die festen, schwarzen Stiefelchen von verblem Rindleder...

Ob es wohl daran lag, daß Hans immer seltener und seltener des Sonntags kam, immer weniger Anstaltsarten schrieb und schier verwandelt war gegen früher?

Sie wußte es nicht, sie wollte auch nicht fragen, sie glaubte es ihrem sonst so lebenslustigen Herzallerliebsten einfach nicht, wenn er von schlechten Zeiten erzählte, die ihn niederdrückten.

Sie war ihm sicher nicht schön, nicht schön genug in den alten, unmodernen Sachen und Hebe stoh beinahe vor ihm und vergab ihre heimlichen Träume von Sonnenschirm und heißen Tagen in Waldheimlichkeit neben Hans im tiefsten Winkel ihres leberfüllen Herzens.

Aber das war seltsam... es kamen gar keine heißen Tage und keine Sonne in diesem Jahr.

Die Kolleginnen, die zuerst so stolz und prahlend von ihren neuen Kleidern, Hüten und Sonnenschirmen erzählt hatten, sprachen schließlich nur noch händeringend von missglückten Landpartien, auf denen die guten Sachen total verregnet waren.

Und mit jedem dieser endlosen Regentage des jählichen Sommers athmete die blonde Hebe erleichtert auf und trug den alten, soliden Strohhut, die verwachsenen Blousen und die rindlederernen Stiefel immer unbekümmert. Es paßte alles so schön zu dem Wetter.

Ob das der liebe Gott extra so für sie eingerichtet hatte? Sie glaubte es beinahe. Zu oft hatte sie in stillen Nachstunden die Hände gefaltet, um irgend einen Ausweg aus aller Noth

bitten wollen, um schließlich doch nur das alte, gewohnte Kindergebet zu sprechen.

Und heute, mitten im schönsten Platzregen, stand Hans wieder im Gewühl der Leipziger Straße. Er stürzte sofort auf sie zu, als sie das große Geschäftsportal verließ, nahm ihren Arm und hielt seinen Regenschirm über ihren alten Hut, die verwachsene Blouse und den Cheviotrod.

„Ach, laß doch“, meinte sie pitzig, „erstens schadet die Nässe meinen Sachen absolut nichts, und zweitens brauchst Du Dich gar nicht meinetwegen aufzuhalten. Wenn Du es so lange nicht der Mühe für werth hältst, Dich um mich zu kümmern, brauchst Du es auch heute nicht, wo der Sommer beinahe schon um ist.“

Er lachte, lachte mitten in ihr entwirrtetes Gesicht hinein und war ganz der alte, lustige Geißel.

„Sommer ist gut — sag doch so ein Wort erst gar nicht, und ziehe nicht immer Deinen Arm weg, Gebeten, ich bin ja doch härter als Du und halte ihn fest. Ich konnte doch nicht kommen, ich war froh, nicht nicht vor Dir als stellenloser Ingenieur sehen zu lassen, als einer, der weiter nichts zu thun hat, als Mattern auf der Tasche zu liegen. Wer hat denn damals gewußt, daß so ein stolzes Unternehmen so schnell wieder zerfallen würde, ich hatte ja von dem Schwindelmannöver meiner Chefs nicht die blasse Ahnung! Und dann als Angestellter so einer Firma... wer hat denn da zu Frauen? Ich bin von Pontius zu Pilatus gelaufen, ich habe Gott weiß wo Offerten, Pläne, Modelle eingereicht, denn nicht mal Zeugnisse habe ich von den Leuten bekommen können, einfach fufschitato, die hohen Herren.“

„Ach, Schag, Du hästest mich in so einer Stimmung gar nicht gebrauchen können. Du tanst Dich da gar nicht hinein verlegen, alles ist da einem einerlei in so einer elenden Lage.“

„Und ich Dir natürlich auch“, unterbroch Hebe trotzig, indem sie trampfhaft versuchte, ihren Arm loszubekommen.

„Da wurde er ernst.“

„Ja, Hebe... Du mir natürlich auch, wenn Du es so aufpaßt! Dein Vater hatte selber genug Sorgen, was sollte ich Euch da noch von meiner aufpaßen? Ich hätte ja doch nicht so frei von Herzen mit Dir reden können, mit Dir lachen wie sonst, gar keinen Sinn hätte ich überhaupt für Spaziergänge im Grunenwald gehabt.“

„Bei dem Wetter noch dazu, Hans.“

„Da strahlte er schon wieder.“

„Das Wetter soll hochleben, Hebe, und alle Plabbererei und aller Sturm dazu! Ohne den Regen und den Sturm ließe ich vielleicht auch jetzt noch stiellos herum. Da hielte ich Dich jetzt nicht fest, und stände eine geschlagene Stunde in der schönsten Regenpfütze vor der Thür und wartete auf Dich. Hast Du von Herleberschwämmungen gelesen und vom Dammbauch bei Herfeld? Nein? ... Aber ich, Schag! Ich sofort hin, die Sache beschäftigt, mich der Gesellschaft vorgestellt dort, wie'n Buch geredt... ich sage Dir, ich habe alle guten Geister zusammengerufen, die mir helfen sollten. Und bin engagirt worden, Montag fahre ich ab, leite die neuen Dammanlagen, baue einen neuen Tunnel, ein Wasserwerk etcetera... Müdel, lache doch, ich trüge ein Monatsgehalt von zweihundertundfünfzig Mark, ohne Tantiemen... Du aber kriegt einen Ring ohne Stein, so'n ganz glatten, bieten, erst für die linke Hand, Otern vielleicht schon für die rechte... Schag, lache doch.“

Er schweig und bog sich vor, um unter dem Schirm ihr Gesicht besser sehen zu können.

Waren das Regentropfen, oder... wahrhaftig... sie weinte! Aber nein, es waren doch wohl Regentropfen gewesen, denn jetzt lachte sie, und der junge Arm lag regungslos und fest in seinem.

Die Leute, die vorüber gingen, sahen es auch. Und sie begriffen nicht, wie zwei bei solchem fürchterlichen Plabberwetter so strahlen konnten.

Die Spitzenmode: die Mode des Tages.

Die letzte Mode bringt eine Ueberreichung von kostspieliger Art: Sie hat die Spitze zu ihrem liebsten überal. Hüte, Sonnenschirme, ja sogar die Schuhe werden mit ihnen verziert. — Kürzlich trat eine schöne Pariser Schauspielerin „ganz in Spitzen“ auf, und hatte mit dieser Idee einen großen Erfolg. Auch das ganze Reich deringerie, Hemden, Beinkleider und Kombinationen sind noch nie so reich mit Spitzen verziert gewesen wie jetzt. Die neue Mode kommt besonders der Blouse zu statten, die nach einer kurzen Zeit der Vernachlässigung während der Epoche des „ganzes“ Kleides, sichtlich an Beliebtheit wieder gewinnt. Der Stoff, aus dem die Blouse hergestellt wird, und er mit besonderer Vorliebe aus Linn besteht, tritt ganz zurück vor der reichen Spitzengarnierung. Valenciennes — Einfüge in Quadraten und Blagues, Entreeux aus irischen Spitzen, der niedrige Krage aus Brüsseler Spitzen — gerade die Mischung aller der verschiedenen Spitzen entspricht der „Forderung des Tages“. Im Anschluß an den Aufschwung, den die Blouse genom-

men hat, ist auch ein solcher für Fichus, Jabots und Rüschen zu vergehen. Am liebsten stellt man auch die natürlich völlig aus Spitze her, aber man sieht auch sehr geschmackvolle Muster, die mit Valenciennesspitzen garnirt oder mit irischen eingefügt sind. Allen Formen aber gibt man als pitantienwegesatz an irgend einer Stelle eine Schleife aus schwarzweißem Tafet, Noiree oder Sammt bei. Den größten Erfolg aber hat die Spitze bei der Verwendung für den niedrigen Krage bei Strahlenkleidern davongetragen. Man trägt zu einem Strahlenkleid aus schwarzem Noiree oder Liberty einen großen vieredigen flachen Krage aus feinen Valenciennesspitzen, der durch große Kermelaufschläge aus dem gleichen Material vervollständigt wird. Daß auch die Dinge, die zum äußeren Bestand der Frauenkleidung gehören, aus Spitzen hergestellt werden, wurde bereits erwähnt. Besonders ist es der Sonnenschirm, der sich zur Verwendung des neuen Materials als geeignet erweist. Man überzieht ihn entweder völlig mit Chantillyspitzen oder legt als geschmackvolle Applikation dem Bezuge nur einzelne Spitzenplaques auf. Eine wahre Revolution indessen hat die neue Mode dem Taschentuch gebracht. Gab es unter ihnen schon Kunstwerke an Material, so sieht man heute geradezu Wunder. Alle Stilarten sind erlaubt, es giebt Taschentücher, die aus so bünnen Spitzen hergestellt sind, daß man sie im Handtuch unterzubringen vermag. Die geschmackvollsten und kostbarsten Muster zeigen in der Mitte einen Einfuß in Medaillenform, wozu sich besonders gut Valenciennes, Brüsseler und venezianische Spitzen verwenden lassen. Auch eine neue Art, die Taschentücher zu zeichnen, ist in Aufnahme gekommen. Man ficht jetzt den vollen Namen in das Tuch, und zwar so, daß der erste Buchstabe von ganz geringer Größe und die darauf folgenden bis zur Mitte des Namens allmählich höher werden. Sobald aber die Mitte des Namens überschritten ist, werden die Buchstaben wieder geringer an Umfang und der letzte ist wieder nur von der Größe des ersten.

Der Rechte! Sie schlug den größten Madau Stets um die „Rechte der Frau!“ Doch mitten aus dem Geächte um die heiligen Frauenrechte Sie plötzlich zurück sich zog. — Und als ich Umfrag pflog: „Was als? —“ „Hört ich todann: Sie hat den rechten Mann!“

Durch die Blume. Gattin: „Sollen wir unsern Meßthern die Verlobung unser Tochter mittheilen?“ Hausherr: „Ach was, ich werde sie freigern — dann wisse sie schon Bescheid.“

Zweifel. Tante: „Was guckst Du denn meine Pantoffeln so an, Frischchen? Gefallen sie Dir?“ Frig: „Ne, Tante, ich wundere mich bloß wo der dicke Ontel unter dem Pantoffel Platz haben soll.“

Ueberdramatisch. Tante „Also Friedrich Schiller heißt Dein Bräutigam, gerade wie unser großer Dichter — was ist es denn für ein Mensch?“ Nichte: „Ach, Tantchen — eine Brachtausgabe!“

Großmutter. „Was seh' ich — in Deinem Zeugniß steht ja eine Bemerkung: „Plaudert gerne!“ Die kleine Elsa: „Ach, Großmama — Du weißt, was ist ja bei uns Frauen die schwache Seite!“

Barter Wirt. Herr: „Ich war ein guter Freund Ihres verstorbenen Mannes, haben Sie nicht etwas, was Sie mir als Andenken an ihn überlassen könnten?“ Untröstliche Wittwe: „Was meinen Sie denn zu mir?“

Erkannt. Schwiegermutter: „Wenn ich wüßte, daß das Wetter jetzt schön würde, bliebe ich noch einige Tage bei Euch.“ Frau (leise zu ihrem Gatten): „Du, mach' mir aber nichts an dem Bartometer!“

Die zerrissene Wäsche. Hausherr: „Warum spielt denn das Dienstmädchen gerade zwischen der Wäsche mit den Kindern?“ Frau: „Ach, die Ackertrachtige Person will uns vor den Nachbarn blamieren: sie gukt durch die Löcher von unsern Semden und ruft den Kindern „Kudul“ zu.“

„Der Wirt, es tut mir leid, daß ich meine Rede nicht zahlen kann.“ „Ah, das ist so laibel! Warum haben's mit dem das nicht gewern. Landernd ich sag, eh's das ichone Nachtmahl verachtet und meine ichone Stuben bezogen hab'n?“

„Da, müssen Sie, Sie sagen so gemüthlich mit Ihren guten Freunden beisammen, warum hätte ich Ihnen den Abend verberben sollen. Ich danke, das erfährt er morgen früh noch zeitig genug.“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

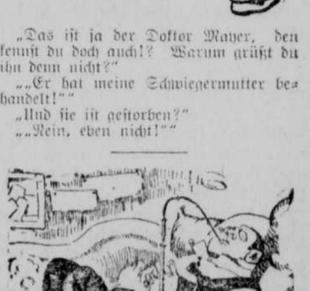
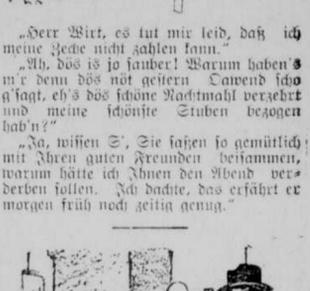
„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“

„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“



„Das ist ja der Doktor Mayer, den semnt du doch auch! Warum arntst du ihn denn nicht?“ „Er hat meine Schwiegermutter beshandelt!“ „Und sie ist gestorben?“ „Nein, eben nicht!“